

Zu Purim.

ליהודים היתה אורה ושמחה וששן ויקר

Esther 8, 17.

Bei den Jehudim aber, da war Licht und Wonne,
Und Freud' und Ehr', denn wieder glänzte klar
Den Todgeweihten ihre Lebenssonne,
Die schon dem Untergange nahe war.

Das Netz, das Haman über sie gebreitet,
Zerriß der Königin Esther mut'ger Sinn,
Es schwand das Unheil, das für sie bereitet,
Durch Mardechai's Redlichkeit dahin.

„Oft", spreche Israel, „oft haben meine Dränger
Von meiner Jugend an mich unterjocht,
Doch haben sie", so singt der Psalmensänger,
„Zu überwältigen mich nicht vermocht."

Wenn ihr die Estherrolle lesen höret,
Wachs' euer Gottvertrau'n, ihr Kinder! wißt,
Wie es ja auch das Purimfest euch lehret,
Daß Gott in höchster Not am nächsten ist.

G. Jacobsohn.



Der heutigen (Purim-) Nummer liegt eine kleine Festgabe bei, die unseren lieben Lesern — wie wir hoffen — Freude bereiten wird.

Frohes Purimfest!

Dankbarkeit und Undankbarkeit.

Eine Purim-Betrachtung von Dr. B. Kuttner.

Am 14. Adar, d. i. (in diesem Jahre) am 18. März, feiern wir wieder Purim, das Fest, welches uns Haman, der Todfeind der Juden, geschenkt hat. Ihr wißt es, wie er alle Juden des persischen Reiches an einem Tage töten lassen wollte, weil ein einziger Jude, Mordechai, ihm nicht die verlangte Ehre erweisen wollte. Aber sein thörichter Ehrgeiz und seine Grausamkeit fanden ihren Lohn: die Juden wurden gerettet, er selbst aber kam um.

Wunderbar genug ist diese Rettung der Juden. Eine große Rolle spielten aber dabei die Dankbarkeit und Undankbarkeit.

Zunächst die Dankbarkeit Esthers gegen Mordechai. Mordechai hatte sie, die eine Waise war, als Tochter angenommen, und sie hatte sich bemüht, ihm eine brave und dankbare Tochter zu sein. Der Dank der Kinder gegen Eltern besteht aber vor allem im Gehorsam, im sofortigen, freudigen Gehorsam. Diesen Gehorsam hat Esther ihrem Pflegevater immer bewiesen. Als Ahasverus nach der Verstoßung der Königin Vaschti sich eine andere Gemahlin aussuchen wollte, und deshalb alle schönen Jungfrauen nach seiner Winterresidenz Susa berufen wurden, sandte Mordechai auch seine schöne und bescheidene Pflegetochter Esther in das königliche Frauenhaus. Aber er verbot ihr zu sagen, daß sie Jüdin sei. Ob er fürchtete, sie würde als Jüdin nicht so freundlich behandelt werden? Jedenfalls gehorchte sie dem Mordechai. Ja, als sie schon Königin war, also daher nicht mehr unter seiner Gewalt stand, gehorchte sie ihm noch ebenso wie zur Zeit, als sie noch in seinem Hause war. Im Buche Esther wird das ausdrücklich gesagt (2,20). Und als Bigtan und Teres, zwei Palastwächter, sich gegen den König Ahasverus verschworen, um ihn zu töten und Mordechai von dieser Verschwörung der Esther Mitteilung machte, berichtete sie es dem Könige im Namen Mordechais; sie wollte nicht selber damit prahlen, sondern den Dank des Königs dem zukommen lassen, dem er gehörte, nämlich dem Mordechai.

Auch darin zeigt sich ihre treue und dankbare Gesinnung gegen ihren Pflegevater. Und als Haman den grausamen Befehl hat ergehen lassen, am 13. Adar alle Juden im Reiche töten zu lassen, ist es Esther, die wiederum dem Worte Mordechais gehorsam, es wagt, den gefährlichen Gang zum Könige zu machen; denn dieser Gang war mit Lebensgefahr verbunden, weil jeder, der ungerufen vor dem Könige erschien, mit dem Tode bestraft wurde. Aber das Wagnis gelang, und die Juden wurden gerettet.

Diese Anhänglichkeit Esthers an ihren Pflegevater wird aber auch von Mordechai anerkannt, und er hängt wiederum in dankbarer Gesinnung an Esther und ist immer um sie, auch da sie nicht mehr in seinem Hause ist; täglich erkundigt er sich nach ihrem Wohlergehen; er hält sich anfangs in der Nähe des Frauenhauses und später, als sie Königin geworden ist, in der Nähe des

königlichen Palastes auf. Bei dieser Gelegenheit hat er auch den Mordplan der beiden Schloßwächter belauscht und der Esther mitgeteilt. Die Juden sind von den persischen Königen immer mit Wohlwollen behandelt worden, sie sind auch immer dafür dankbar gewesen. Und so war es bei Mordechai eine Folge seiner Treue und Dankbarkeit gegen den König, daß er ihm das Leben rettete.

Aber auch König Ahasverus ist ein Mann dankbarer Gesinnung. Auch nachdem er weiß, daß Esther eine Jüdin ist, verläßt er sie nicht, sondern bleibt ihr in dankbarer Liebe treu. Daß Mordechai ein Jude ist, weiß er gleichfalls; trotzdem vergißt er es nicht, daß er diesem die Rettung seines Lebens verdankt, und er erweist ihm hohe Ehre.

Nur einer denkt nicht an die Dankbarkeit, und das ist Haman. Das ist auch gar kein Wunder; denn ein Mensch, der nur an sich denkt, ist niemals dankbar. Haman wußte recht wohl, daß Mardechai den König gerettet hatte. Wäre Haman dem Könige, der ihn doch zum mächtigsten Manne im ganzen Reiche gemacht hatte, in Dankbarkeit ergeben gewesen, so hätte er sich über des Königs Errettung freuen und dem Mordechai freundlich gesinnt sein müssen. Aber derselbe Mordechai hatte ihm nicht die Ehre erwiesen, und darum sollte er an den Galgen, auch wenn er dem Könige das Leben gerettet hatte. Ein böser Mensch hält auch leicht andere für böse, und so glaubt der undankbare Haman, der König werde auch undankbar sein und seinen Lebensretter hängen lassen. Schon hieraus sehen wir, wie roh Haman war und wie wenig Sinn er für Dankbarkeit hatte. So sind denn die Strafen, die ihn ereilen, wohlverdient. Er selbst mußte dabei helfen, als der König dem Mordechai seinen Dank abstattete. Und als gar ein Bedienter es dem Könige verriet, Haman habe für Mordechai, der dem Könige das Leben gerettet, einen Galgen errichtet, da wurde es diesem doch zu arg, und er befahl, Haman selbst an diesen Galgen zu hängen.

So sehen wir, wie die Tugend der Dankbarkeit den Menschen veredelt, während der Undankbare ein roher Mensch wird und mit der Zeit dann ins Unglück gerät.

Und nun, liebe Kinder, feiert das Purimfest, wie es vorgeschrieben ist, als „Tag der Freude und des Mahles und als Festtag, Gaben zu schicken einer dem andern und Geschenke an die Dürftigen“ (Esther Kap. 9,22.)! In dankbarer Erinnerung an die wunderbare Rettung der Juden mag uns immer wieder an unsere Pflichten als Jehudim erinnern und uns in der Überzeugung bestärken, daß Gott uns nie verlassen, und daß seine Hilfe uns stets nahe sein wird, so wir uns als dankbare Kinder zeigen.

Fügungen.

Erzählung für die reifere Jugend von Regina Neisser.

(Schluß.)

„Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast Du Dir Macht gegründet.“

Es war geradezu wie ein Hohn des Schicksals, daß die Frau, welche keinen sehnlicheren Wunsch hegte, als daß ihr einziger Sohn Albrecht einst den Glanz des alten Handlungshauses als Träger der weltbekannten Firma fortsetzen sollte, nun nachdem er sein Abiturientenexamen bestanden hatte, die Wahrnehmung machen mußte, daß er nicht die geringste Neigung für den kaufmännischen Beruf verspürte. Von hohen künstlerischen Interessen beseelt und mit einem guten Talent für das Zeichnen ausgestattet, wollte er sich der Kunst widmen und die Malerakademie in Düsseldorf beziehen. Vergebens bat und beschwor Frau Salberg den Sohn, ihr zu liebe auf die Wahl eines Berufes zu verzichten, der ihr nicht gefiel; die Liebe zur Kunst wurzelte jedoch zu tief in dem Jünglinge. Vergebens hoffte die Mutter auf eine Sinnesänderung des geliebten Sohnes; ihre Bitten und Thränen erwiesen sich als fruchtlos, und statt einzusehen, sie könne und dürfe ein aufstrebendes Talent nicht in falsche Bahnen drängen, überschüttete sie den Jüngling mit Vorwürfen und entfremdete sich dadurch den Sohn nur noch mehr.

Fanny hatte mittlerweile in der Pensionsanstalt sich die Liebe der Vorsteherin und der Lehrerinnen erworben, obgleich sie kein anschmiegendes Kind, eher herb und unzugänglich war, aber nicht minder die Liebe ihrer Mitschülerinnen. Ihr trauriges Schicksal, daß sie ganz verwaist, wenn ihre Gefährtinnen zu den Ferien in's Elternhaus glückselig und froh heimkehren durften, während sie jahraus jahrein in der Pension verblieb, ihr Lerneifer, hre Wahrhaftigkeit und Hilfsbereitschaft gewannen ihr aufrichtige Freundschaft und Wertschätzung.

Schon frühzeitig machte sich bei dem jungen Mädchen ebenfalls eine ungewöhnliche Begabung für die Kunst, das Erbteil ihres Vaters, bemerkbar, und bei den Schulprüfungen erregten ihre Zeichnungen stets Aufsehen, so daß in dem heranwachsenden Mädchen sich der Wunsch mehr und mehr befestigte, statt zur Lehrerin sich zur Malerin auszubilden.

Frau Salbachs Zorn und Schmerz war grenzenlos, als ihr Sohn, entgegen allen ihren Vorstellungen, sich doch dem ihr so tief verhaßten Künstlerberufe zuwandte, und steigerte sich noch bei weitem, als ihr, der natürlichen Beschützerin ihrer verwaisten Nichte, mit den vorzüglichen Schulzeugnissen die nicht minder trefflichen Zeichnungen derselben gesandt wurden. Fanny hatte soeben ihr 16. Jahr zurückgelegt, als die Vorsteherin schrieb, es wäre das größte Unrecht, der Kunst eine so begeisterte Jüngerin zu entziehen. Frau Salbach,

welche versprochen hatte, bis nach zurückgelegtem Lehrerinexamen für ihre Nichte in der Pension zu sorgen, sagte sich nach diesem Briefe vollständig von derselben los. Nun war Fanny ganz und gar verlassen.

Glücklicherweise befand sich an dem Orte der Pensionsanstalt eine nicht unbedeutende Kunstschule; es gelang der Vorsteherin, für Fanny Stipendien zu erwirken, die ihr den Besuch der Kunstschule und später die Fortbildung in München ermöglichten.

Die bayrische Hauptstadt galt und gilt noch heute als eine der vorzüglichsten Pflegestätten der Kunst, und viele Kunstjünger halten sich dort zu ihrer Ausbildung auf. Auch Albrecht Salbach befand sich unter den Studierenden Münchens. Der junge Maler hatte bereits Proben seines Talentes und Fleißes geliefert, als er eines Tages auf der Liste der Studierenden den Namen seiner Cousine „Fanny Salbach“ las. Er fand auch bald Gelegenheit, die Bekanntschaft mit ihr zu erneuern, und sowohl das verwandtschaftliche Gefühl, als auch die gleichen Neigungen für die Kunst führten die Herzen beider näher aneinander. Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn war nach wie vor ein unfreundliches. Albrecht wußte wohl, was er seiner Mutter schuldete; aber sein stolzer, unbeugsamer Sinn — ein Erbteil seiner Mutter — und die unüberwindliche Neigung zur Kunst ließen es nicht zu, daß er, dem Wunsche der Mutter entsprechend, die nun eingeschlagene Laufbahn zu verlassen, so innig er seine Mutter auch liebte. Auch sie verharrte in der Versagung ihrer Einwilligung. So kam es, daß die Kluft zwischen Mutter und Sohn fortbestand, die zur völligen Entfremdung führte, als Albrecht seiner Mutter mitteilte, daß er seine Cousine Fanny in München wiedergesehen und eine herzliche Zuneigung zu ihr gefaßt habe. In seiner Hoffnung, die Mutter werde nunmehr ihren Widerstand aufgeben und nicht nur in die Wahl seines Berufes einwilligen, sondern auch die für Fanny gefaßte Herzensneigung billigen und den beiden Glücklichen ihren Segen geben, sah er sich bitter getäuscht.

Zu fest hatte sich Frau Salbach in ihre große ungerechtfertigte Abneigung gegen Kunst und Künstler eingelebt; in der Antwort auf den Brief ihres Sohnes, worin sie die Mißbilligung über die Wahl seines Berufes, noch mehr aber über di eWahl seines Herzens aussprach, fiel das Wort „fahrendes Volk“ — ihr Lieblingsausdruck für Künstler —. Das löste noch den letzten Faden, der Mutter und Sohn zusammenhielt, die Kluft war nun unüberbrückbar geworden; die einander erfreuen und beglücken konnten, waren nun für immer getrennt — sie sollten sich nicht wiedersehen. — —

Fanny war von München in die Pension zurückgekehrt; aus den Händen der ihr so mütterlich gesinnten Vorsteherin empfing Albrecht Salbach seine junge Braut; es war eine ernste, stille Hochzeitsfeier; das junge Paar reiste sofort nach der Trauung nach Italien.

Eine neue Welt ging dem Künstlerpaare in der ewigen Stadt auf; aber eine dunkle Wolke schwebte doch über ihrem jungen Eheglück: der Gedanke an die zürnende, ferne, einsame Mutter. Die Verhältnisse geboten dem jungen Paare die größte Einschränkung, Albrecht hatte dem Rechtsanwalte seiner Mutter, den diese mit der Regelung seines väterlichen Erbteils betraut hatte, stolz erklärt, er verzichte darauf, er könne seine Frau ernähren, und so lebten sie einfach, in großer Zurückgezogenheit von dem Ertrage ihrer Arbeiten. Die Umgegend der ewigen Stadt bot dem jungen Künstler unerschöpfliche Anregungen für seine Landschaften, während Fanny sich mehr mit Darstellungen von Bildern aus dem gewöhnlichen Leben beschäftigte. Man nennt solche Bilder Genrebilder (sprich: Schangrbilder).

Zwei Jahre später, Gott hatte ihnen einige Wochen zuvor ein kleines Mädchen geschenkt, verunglückte Albrecht bei einem Ausfluge des deutschen Künstlervereins ins Albanergebirge; ohne jede äußere Verletzung brachte man ihn seiner zu Tode erschreckten Frau heim, aber seine inneren Organe waren durch den unglücklichen Sturz zerstört, und nach drei Wochen namenloser Schmerzen, die er mit rührender Geduld ertrug, hauchte der lebensfrische junge Mann in den Armen seiner verzweifelnden Gattin seine Seele aus! —

Auf dem israelitischen Friedhofe in Rom hatte Albrecht Salbach seine letzte Ruhestätte gefunden; weder die Geburt des Kindes, noch den Tod des Gatten hatte Fanny ihrer Schwiegermutter mitgeteilt; diese hatte es nicht anders gewollt. Die junge Frau kehrte mit ihrem Kinde, wohlausgerüstet mit Empfehlungen des deutschen Künstlervereins, nach der Heimat zurück und wählte Berlin zu ihrem Wohnorte, wo sie binnen kurzer Zeit genügend Arbeit für einen Kunsthändler, der bald ihr wohlwollender Freund und Berater wurde, fand, um sich und ihr Kind zu erhalten. Ihre Arbeiten, denen ein künstlerischer Werk beigemessen wurde, trugen keinen Namen oder den angenommenen Künstlernamen Werner.

Sieben Jahre waren so dahingegangen; nach den schweren Erfahrungen hatte sie allmählich Ruhe und Frieden gefunden. Oft in stillen Stunden war das Bild ihrer Schwiegermutter vor ihrem geistigen Auge aufgetaucht. Und nun begegneten sie sich unverhofft.

* * *

Die Turmuhr des Kurhauses verkündete bereits die achte Stunde, und noch immer sehen wir die junge Mutter an dem Bettchen ihres süß schlummernden Töchterchens in Gedanken verloren sitzen; oft und so auch heute mußte sie sich fragen: „War es recht, Böses mit Bösem zu vergelten? Hätte sie nicht, die Jüngere, die Vergebung der vereinsamten Frau dafür nachsuchen sollen, müssen, daß der Sohn, ihr Gatte, seinen Willen dem Wunsche der Mutter nicht untergeordnet hatte? Mußte sie ihr nicht das holde Enkel-

töchterchen schon lange zugeführt haben, um mit ihr einen Lichtblick in ihr freudloses Alter zu bringen?"

In dieser stillen dunklen Nacht, als sie im Wachen träumend am Lager ihres Kindes saß, kam es wie eine Erleuchtung über sie. Ja, es war Gottes Fügung, die ihre Schwiegermutter das Bild finden, kaufen ließ, Gottes Fügung, daß sie endlich ihre und des Kindes Spur durch dasselbe entdecken ließ. Und nicht allein äußerlich hatte sie ihre Schwiegermutter so verändert gefunden, welche Herzenstöne standen ihr jetzt zu Gebote, wie sie zu dem Kinde sprach, da sie ihre Verzeihung erflehte; die innere Wandlung war unverkennbar. In ihrer Erinnerung lebte das Bild einer schönen, stattlichen, jugendlichen Frau, aber auch das Porträt, das ihr Gatte nach einer Photographie und aus der Erinnerung gemalt hatte, war noch wesentlich verschieden von der Erscheinung, die ihr gestern hier vor Augen trat. —

Wie lautete doch der Vers, den die allerliebste Zeitschrift für die israelitische Jugend als Motto trug, welche Trudchen vor einigen Tagen heimgebracht hatte? Der freundliche Ortsrabbiner, der in edler Menschenfreundlichkeit seit Jahrzehnten bemüht war, die Heilquelle, die das Seebad noch vor vielen anderen gesegneten Landstrichen als besonderen Vorzug besaß, der ärmeren Klasse, besonders den Kindern, zum Segen zu erschließen, hatte dem Kinde das grüne Heftchen gegeben, ihm das blonde Lockenhaupt sanft gestreichelt und gesagt, sie solle Mama nur freundlich bitten, es sei für große und kleine Kinder, es würde Mama selbst Vergnügen bereiten, sie möge nur abonnieren!

„Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast Du Dir Macht gegründet.*)

Der Mund ihres Kindes hatte von dem Bildchen aus stumm, aber doch so beredt zu dem Herzen der Großmutter gesprochen. Und die stumme Sprache hatte auch sie zur Einkehr geführt! — — —

Tief aufatmend und seltsam bewegt erwachte Fanny aus ihren Träumen, sie stand auf, zündete eine Kerze an und blickte nach der Uhr, welche die zweite Morgenstunde kündete; eiligst entkleidete sie sich, und bald senkte sich ein wohlthuender Schlaf auf ihre müden Glieder.

Als sie nach einigen Stunden erquickenden Schlafes gestärkt erwachte, kleidete sie Trudchen an und sagte: „Wir wollen der alten Dame einen Besuch machen und ihr Blumen bringen. Du bist doch mein verständiges Mädchen; die alte Dame ist die Mutter des seligen Papas. Sie ist auch zu ihrer Erholung hier und bedarf der größten Ruhe; sie darf auch jetzt nicht erregt werden, sonst könnte sie krank werden. Also mein Trudchen wird der lieben Großmama einen Kuß und einen schönen Strauß geben und bald zum Spielplatze gehen, während Mama noch ein bischen bei ihr bleiben wird!"

*) Dieses Motto trug das Titelblatt unserer Zeitschrift im Jahre 1895.

Das Kind jubelte hell auf und versprach, gehorsam die Wünsche der Mutter zu befolgen; diese fürchtete mit Recht, das Wiedersehen würde die alte Frau ohnehin schon sehr aufgeregt haben, und wollte ihr mit dem Kinde nun nicht so unverhofft und unvermittelt gegenübertreten, und verständigte sie, nachdem sie von Trudchen ihre Wohnung erfragt hatte, durch einen Boten, dem sie jedoch mit dem Kinde auf dem Fuße folgte.

Wer vermöchte die Empfindungen zu beschreiben, welche die Herzen der beiden Frauen bewegten, als diese, nachdem Trudchen auf einen Wink der Mutter das Zimmer verlassen hatte, sich gegenüber standen!

„Mutter, wir haben beide vieles gut zu machen!“ Fanny reichte ihrer Schwiegermutter beide Hände; diese zog sie stumm an ihr Herz.

Wieder war es die junge Frau, die sich sanft aus der festen Umarmung der älteren lösend, zuerst Worte fand, jeder Erregung, jeder Erörterung aus dem Wege gehend, aus Schonung für die so schwer geprüfte Frau.

„Im Sonnenschein unserer Liebe sollst Du Dich wieder verjüngen,“ fuhr sie fort; „danken wir Gott, der das Kind zum versöhnenden Engel zwischen uns werden ließ.“

Unter Thränen lächelnd, nickte die alte Frau zustimmend.

Eine Verständigung war bald ohne viele Worte herbeigeführt; in der Schule des Lebens gereift, hatten beide manche Härte abgestreift; Fanny bat ihre Schwiegermutter wiederholt, jede Aufregung zu vermeiden, sie müsse einstweilen vor dem Kinde als der Schonung bedürftig gelten, auch mochte sie sich nicht dem Gespräche der Badegesellschaft aussetzen, daher mußte sich ihr Verkehr vorerst nur auf Stunden beschränken.

Nur noch acht Tage Ferienzeit verlebten sie gemeinsam in dem Seebade, dann begleitete Frau Salbach die wiedergefundene Schwiegertochter und Enkelin nach Berlin. Herr Berger nahm den innigsten Anteil an der günstigen Wendung des Schicksals seiner Schützlinge. Es bedurfte nur kurze Zeit, um Fanny's kleine Häuslichkeit aufzulösen; die junge Mutter und ihr Kind sollten fortan bei Frau Salbach leben. Diese hatte, nachdem sie vor wenigen Jahren die Leitung des Geschäftes ihrem treubewährten Prokuristen übergeben, sich in Wiesbaden in einer eigenen kleinen Villa ein reizendes Heim geschaffen. Dieses sah sie zu ihrer großen Freude schon zu den Herbstfeiertagen durch Fanny und Trudchen belebt, welche nun wetteifern, der alten so schwer geprüften Frau den Lebensabend zu verschönern und zu erheitern.

Frau Salbach hat die Kunst lieben gelernt, welche Gottes Fügung ihr zu so hohem Segen werden ließ, und Fanny malt jetzt unter den Augen ihrer Schwiegermutter zu ihrem Vergnügen. In der kleinen rebenumsponnenen Villa der entzückenden Taunusstadt, welche jahraus jahrein einen so großen Fremdenstrom anzieht, wird das Erscheinen des „Israelieischen Jugendfreund“ nicht nur von einem kleinen Mädchen jubelnd begrüßt, die zärtliche

Mutter und Großmutter teilen die Freude des Kindes, und mit ernstem Blicke und bedeutungsvollem Lächeln erinnern sie sich des Mottos, welches Fanny den richtigen Weg zeigte und führte: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast Du Dir Macht gegründet.“

Die schönsten Gaben.

Märchen von Bettina Gutfeld.

Es war einmal ein Ehepaar, das war sehr arm, aber fleißig und rechtschaffen; der Mann verdiente als Flickschneider, die Frau als Wäscherin ihren Lebensunterhalt, aber trotzdem beide von früh bis spät arbeiteten, waren doch Elend und Sorge ihre ständigen Begleiter. Eines Tages wurde dem Paare ein Sohn geboren. „Der soll es besser haben als ich,“ sagte der Vater, „ich werde recht vornehme Gevattern bitten, die können ihm mit ihren Gaben das Leben angenehm machen. Ich gehe in den Feeenwald, lade das Glück und den Reichtum ein, dann kann ihm ja nichts fehlen.“ Gesagt, gethan. Nachdem er einige Schritte in dem Walde gegangen war, sah er ein holdes Geschöpf in silberschimmerndem Gewande, das war das Glück! Es stand auf einer großen bunten Seifenblase. O, wie gefährlich, wie unsicher ist das, wie leicht kann da die Seifenblase zerspringen, dachte der arme Mann und näherte sich ganz behutsam der Gestalt. Als er nahe genug war, trug er seine Bitte, bei seinem Söhnlein Gevatter zu stehen, bescheiden, aber dringend vor. Das Glück sagte: „Ich kann nicht zusagen, paßt es mir, komme ich unverhofft, aber rechnet nicht bestimmt auf mein Erscheinen.“ Nach diesen Worten setzte ein leichter Windstoß die Seifenblase in Bewegung, und sie rollte fort, die holde Gestalt mit sich führend. Der arme Mann ging traurig weiter, er hätte so gern eine bestimmte Zusage von dem Glück gehabt, damit es seinem Kinde zur Seite stehe, denn Glück muß der Mensch haben, dachte er, sonst kann er nichts anfangen!

Mit einem Male gewahrte der Mann eine Gestalt, in einem Gewande aus purem, glitzernden Golde, das war der Reichtum. Nun, wenn der als Gevatter kommt, kann es der Junge auch aushalten, meinte er und trug beherzt seine Einladung vor. Der Reichtum war aber so hochmütig, daß er dem armen Manne gar keine Antwort gab, er schüttelte nur verneinend mit dem Kopfe. „Komm doch,“ flehte der Mann, „mache mein Kind glücklich.“ „Ich mache ja gar nicht glücklich, ich mache ja nur reich,“ war die Antwort. „Reichtum ist ja Glück,“ sagte der Mann. Da lachte der Reichtum und erwiderte: „Das ist ein Irrtum und eine recht dumme Ansicht; nein, zu so einfältigen Leuten komme ich nicht.“

Niedergeschlagen ging der Mann weiter. Da nahte sich ihm eine verschleierte Gestalt und sagte: „Ich werde als Pathin kommen und auch den Reichtum überreden mitzukommen.“ „Wer bist du denn?“ fragte der Mann. „Ich bin die Lüge, die kommt in der Welt recht gut fort, hat oft Reichtum, Glück und Ansehen im Gefolge.“ „Nein,“ entgegnete der Schneider, „sind wir auch nur arme Leute, so sind wir doch zeitlebens ehrlich gewesen, mit Lug und Trug wollen wir nichts zu thun haben, da bleibe mein Kind lieber auch elend und arm, ehe es durch dich etwas erreiche.“ „Wenn du so wählerisch bist,“ spottete die Lüge, „wirst du nicht leicht Pathen finden.“ Dann drängte sie sich nochmals heran und sagte lockend: „Versuche es doch mit mir!“ Der Mann aber blieb standhaft und eilte von der Lüge weg.

Da gelangte er auf eine große Wiese, hier blühten mannigfache bunte Blumen, und holde Jungfrauen in lichten Gewändern pflückten sich dieselben, wanden Kränze und Sträußchen daraus und schmückten sich damit. Sie waren gar lieblich anzuschauen. Namentlich gefielen dem Manne zwei ganz gleiche in Weiß gehüllte Gestalten, von denen ein süßer Duft entströmte, weil sie Veilchenkränze auf dem Haupte trugen. „Wer seid ihr?“ fragte der Mann. „Wir sind Zwillingsschwestern und heißen Zufriedenheit und Genügsamkeit,“ war die freundliche Antwort, „wir trennen uns nie, wo eine von uns ist, weilt auch die andere.“ „Ach,“ sagte der Mann, „thut mir den Gefallen und steht bei meinem Kinde Gevatter, Ihr seid mir lieber, als irgend einer.“ „Recht gern,“ sagten die Mädchen, „und wenn es euch recht ist, bringen wir auch unsere Gespielinnen mit, das Mägdelein mit dem weißen Kranz dort, die Unschuld und mit dem Vergißmeinnichtkranze dort drüben, das ist die Frömmigkeit. Gieb acht, mit unseren vereinten Gaben soll euer Kind ein glückliches Kind werden.“ Und so geschah es.

Die Lüge drängte sich vergeblich noch öfter auf, Frömmigkeit und Unschuld bewahrten ihren Schützling davor, sich mit ihr einzulassen Hätte er auch augenblickliche Vorteile durch die Lüge gewinnen können, so verabscheute er sie doch auf das tiefste und verzichtete lieber auf Vorteil und Gewinn. Der Reichtum blieb freilich in seinem Leben aus, aber Genügsamkeit und Zufriedenheit halfen ihm über die fehlenden Güter hinweg. Und eines Tages, ganz unverhofft, erschien auch das Glück. Das holde, liebliche Glück! „Wo die Frömmigkeit und die Unschuld, die Genügsamkeit und Zufriedenheit weilt, da will ich auch nicht fehlen,“ sagte es, stieg von der Seifenblase herunter, setzte sich in einen stillen Winkel und blieb immerfort sein treuer und ständiger Begleiter.

Schalet.

Von Em. Goldschmidt-Brakel.

„Schalet ist ein Gericht, das wahrhaft göttlich", singt Heine, und ich wage nicht, ihm zu widersprechen! Israels Kinder, die das alleinige Privilegium auf den Schalet haben, die wußten von jeher, was gut schmeckt, sie wissen es — wie's scheint — noch heute! Die jüdische Küche wird daher neidlos anerkannt und rückhaltlos gelobt, obwohl manche Speisen derselben ferngehalten werden müssen. Und wahrlich, einen Schalet kann nur die jüdische Hausfrau machen. Ja, ich erinnere mich noch recht lebhaft aus meiner Kindheit der Thatsache, daß mein Schulfreund, des Nachbars Heinrich, allsabbathlich seine Mutter und noch mehr seine Schwester Katharina, die die Küche meistens besorgte, quälte, sie möchte doch zu Sonntag auch einmal Schalet machen, wie er bei G.'s welchen gegessen. So oft diese sich aber auch das Rezept von meiner seligen Mutter und, wer weiß vielleicht auch noch von anderen jüdischen Frauen im Dorfe geben ließ, nie soll ihr der Schalet gelungen sein! — Heine meint in seiner bekannten Ironie:

„Schalet ist die Himmelsspeise,
die der liebe Herrgott selber
einst dem Moses kochen lehrte
auf dem Berge Sinai."

und weiter läßt er sich über diese vielgepriesene Speise vernehmen:

„Schalet ist des wahren Gottes
koscheres Ambrosia,
Wonnebrot des Paradieses."

Es sei genug des Lobes über dieses seltene Gericht. Aber sollte es dem einen oder dem anderen auch wohl schon einmal in den Sinn gekommen sein, über die Bedeutung des Wortes „Schalet" nachzudenken? Ich bin wohl überzeugt, wenn ich darnach frage, so werden mir die meisten der freundlichen Leser und Leserinnen mit des obengenannten Schaletfreundes Worten erwidern: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!" —

Allerdings muß ich gestehen, daß der Name gerade so eigentümlich ist, wie das Gericht selbst. Mancher ist wohl der Meinung — und möchte deshalb die Frage kurz mit der Antwort abfertigen — Schalet ist ein hebräisches Wort! Allein, man wird vergebens im Hebräischen nach dem Ursprung dieses Wortes suchen. Wer aber einmal darauf achten will, wie unsere Glaubensbrüder im Osten, die ja gar nicht selten als Arme an unsere Thüre klopfen, und zuweilen auch an unserem Tische speisen (besonders am Sabbath, wo's gewöhnlich Schalet giebt), das Wort aussprechen, dem wird über die Bedeutung desselben ein Licht aufgehen! Die nennen das Ding nämlich „Scholend", und sprechen das Wort mit nicht zu verkennendem hebräischen Accent aus. Vielleicht hat man die knappe, gemessene Form, die der hebräischen Sprache eigen ist, auf andersprachliche Ausdrücke übertragen, und sie so hebräisiert, obwohl der Grundton solcher Ausdrücke ursprünglich, Gott weiß, deutsch, lateinisch, französisch oder auch noch anders war. Um mich klarer zu machen, will ich kurz einige Beispiele anführen; ich wähle absichtlich allgemein bekannte Bezeichnungen: „Ratt" bedeutet fast allgemein Thaler; in Wirklichkeit ist Ratt aus den Anfangsbuchstaben des Wortes Reichsthaler gebildet. Wenn wir ein hebräisches Gebet verrichten,

so nennen wir das allgemein: oren; niemand fällt aber dabei ein, daß oren von dem lateinischen orare abgeleitet ist. Nehmen wir einmal das durch die ganze jüdische Welt verbreitete kleine Rödelheimer Gebetbuch zur Hand, da können wir auf Seite 127 bei der Einleitung zum Tischgebet regelmäßig den verdorbenen Ausdruck „benschen" finden. Wem fällt dabei wohl ein, daß dieses „benschen" von dem französischen bénir herrühren mag. Der Beispiele seien genug, (wiewohl ich noch mit manchen dienen könnte.) Es reiht sich ihnen würdig an der Ausdruck Schalet oder Scholend, der wohl nichts anderes bedeutet als Schulend „Ende der Schule". Mit „Schul" bezeichneten aber unsere Glaubensbrüder früher allgemein — in einigen Gegenden noch heute — ihr Gotteshaus, ihre Synagoge, die allerdings besonders in kleinen Gemeinden vielfach auch als Schulsaal hauptsächlich während des Religionsunterrichts benutzt wurde. In den Zusammensetzungen „Schulrufer" oder „Schulklopfer" mag auch euch heute noch der Ausdruck „Schul" für Synagoge nicht fremd sein. Da jedoch anzunehmen ist, daß viele von euch keinen Schulrufer und noch weniger dessen Thätigkeit kennen oder kannten, so mag auch hierüber an dieser Stelle einiges erwähnt sein. Der Schulrufer war früher ein von der Gemeinde angestellter Diener (gewöhnlich hatte der Synagogendiener diese Beschäftigung im Nebenamte), der die Pflicht hatte, vor Beginn eines jeden Sabbath- und Festgottesdienstes durch die Straßen des Ortes zu eilen und die jüdischen Einwohner desselben daran zu mahnen, daß die Zeit des Gebetes gekommen sei. Als ich vor etlichen zwanzig Jahren als kleiner Knabe längere Zeit bei Verwandten in einem kleinen Dörfchen des Vogelsgebirges zu Besuch weilte, wo jene mir damals noch fremde Einrichtung bestand, da erhielt ich Freitag nachmittags regelmäßig von meinem am äußersten Ende des Dorfes wohnenden Onkel den Auftrag, mich an's Fenster zu setzen, um den Schulrufer abzuwarten. Es dauerte gewöhnlich gar nicht lange, da wurde unten im Dorfe eine schmächtige Männergestalt sichtbar, die eiligen Schrittes bis zum freien Platz, der durch zwei sich kreuzende Wege gebildet ist, näher kam, die hohlen Hände an den Mund legte, um dem Schall eine größere Kraft zu verleihen und dann mit aller Anstrengung nach jeder Richtung rief: „In Schulen!" Hatte er es besonders eilig, d. h. war die Zeit der Gebete schon sehr nahe, so machte er's kurz: „Schulen!" Im nächsten Augenblicke schon eilte dann die israelitische Einwohnerschaft in Festkleidern dem Gotteshause zu. Recht lästig wurde dieser Dienst in den oft schon rauhen Herbstmorgen, kurz vor dem heiligen Rausch-haschono, wo man in jenem Dorfe — und in vielen Gemeinden heute noch — um vier Uhr morgens schon zu Selichoth in's Gotteshaus ging; da mußte nämlich der Schulrufer zur frühsten Morgenstunde an jedes jüdische Haus klopfen, um die Bewohner derselben aus dem Schlafe zu rütteln, daß sie zum Gebete sich erheben, so wurde aus dem Schulrufer der Schulklopfer! Daß die Gemeinden, wo derartige Einrichtungen vorhanden waren oder noch sind, die nur infolge der mit peinlichster Gewissenhaftigkeit beobachteten und oft allzuwörtlich genommenen religiösen Vorschriften ihre Entstehung verdankten, die Mitglieder noch streng religiös, oder wenn ich den landläufigen Ausdruck gebrauchen soll, sehr fromm waren oder sind, versteht sich von selbst.

Da genießt z. B. niemand des Morgens etwas vor dem Gebete und selbst am Sabbath Morgen wird erst nach dem Gottesdienste der erste Imbiß genommen, vorher aber nur eine Tasse Kaffee getrunken, der selbstredend

schon am Tage vorher gekocht ist, denn jeder fromme Jude wird es für sehr sündhaft halten, am Sabbath eine Speise zu genießen, die desselben Tages wäre zubereitet worden. Daher muß die jüdische Küche von jeher darauf bedacht nehmen, für den Sabbath am Freitag schon derartige Speisen zu bereiten, die womöglich kalt gegessen werden konnten, dabei aber doch recht schmackhaft (am Sabbath soll man ja sogar bessere Speisen als an Werktagen genießen) und sättigend waren, denn, wenn die Synagoge aus war, hatte jeder Hunger! So ist denn aus der jüdischen Küche jene eigenartige Speise hervorgegangen, die vorzüglich bestimmt war, am Sabbath Morgen nach dem Ende der Schul' gegessen zu werden, daher der Name Scholend oder Schalet.

Wenn Ihr, liebe Kinder, einmal beim Schaletmahle sitzt, so denkt auch, hierdurch angeregt, an die Bedeutung dieses Gerichts. Glaubt mir aber, daß gar mancher Jude den rechten würzigen Geschmack vom Schalet deshalb nicht mehr kennt, weil er die Vorbedingung zu dem Genusse derselben nicht erfüllt, weil er nämlich nicht vorher im Gotteshause gewesen ist. Darum rate ich Euch, suchet wenigstens an Sabbat- und Feiertagen den Gottesdienst auf. Kommt ihr nach andächtigem Gebete aus dem Gotteshause heim, und eure Mutter überrascht euch dann mit einem niedlichen Schalet, nun so freut euch um so mehr, und der „Onkel Jugendfreund" freut sich mit euch und wünscht euch dann jedesmal von ganzem Herzen: „Gesegneten Appetit!"

Erzählungen aus dem Talmud.

Von Dr. Doctor.

III.

Die Gotteslehre verleiht Leben.

(Fortsetzung aus No. 3 und Schluß.)

Nun lag Akiba einsam und verlassen im Gefängnis. Kein Sonnenstrahl drang zu ihm, tiefe Finsternis herrschte in seiner Zelle. Aber in seinem Innern war es hell, sein Glaube erleuchtete sein Gemüt.

Nach einigen Tagen bekam er einen Gefährten. Es war kein andrer als Pappos. Erschüttert reichte ihm R. Akiba die Hand. „Auch Du, mein Freund," sagte der Weise, „mußtest ins Gefängnis? Was hast du gethan, daß Dir dasselbe Los beschieden ist wie mir?"

Mit thränenerstickter Stimme antwortete Pappos: „Heil Dir, frommer Rabbi. Du bist ins Gefängnis geworfen worden, weil Du für die Erhaltung unseres Glaubens gesorgt hast. Du hast das tröstliche Bewußtsein, für das Höchste und Edelste gewirkt zu haben. — Das Gefühl Deiner Unschuld erhebt Dich über alle Leiden. Ich aber bin wegen nichtiger, weltlichen Thuns verurteilt worden, und meine Schuld drückt mich schwer darnieder."

Eines Morgens wurde dem Rabbi mitgeteilt, daß seine Todesstunde gekommen sei. Ruhig und gelassen folgte er seinen Henkern. Seine Schüler warteten weinend seiner. Als sie ihn erblickten, brachen sie in lautes Wehklagen aus. Mit rohen Händen rissen ihm die Schergen sein Gewand vom

Körper; grinsend nahmen sie eiserne Kämme mit spitzen Zähnen in ihre Fäuste und begannen dem Märtyrer die Haut abzuschinden. Er aber betete. Es war die Zeit, da es Pflicht ist, das Schma-Gebet zu verrichten. Jedes Wort, das er mit lauter Stimme voll Inbrunst sprach, schnitt seinen Schülern in die Seele. Sie baten ihn, doch endlich aufzuhören. Er aber sprach: „Mein Leben lang habe ich mir Mühe gegeben, den herrlichen Satz zu erfüllen: «Du sollst lieben den Ewigen, Deinen Gott, mit Deinem ganzen Herzen, mit Deiner ganzen Seele, mit Deinem ganzen Vermögen.» Ich habe Gott geliebt mit aller Glut meines Herzens, ich habe ihm gedient mit Gut und Geld, ich übte Wohlthätigkeit, soweit es in meiner Kraft stand. Und jetzt, da ich das dritte erfüllen kann, sollte ich es nicht freudig thun? Ja ich liebe Gott, mit ganzer Seele und voller Begeisterung gebe ich für ihn mein Leben hin."

Die Henker setzten ihre blutige Arbeit fort. Als R. Akiba fühlte, daß sein Ende nahe, da nahm er noch einmal alle Kraft zusammen, und klar und deutlich ertönte sein Glaubensbekenntnis. „Höre Israel, der Ewige unser Gott, der Ewige ist einzig." Mit dem Worte „Echod" hauchte er seine Seele aus.

Die Engel im Himmel rührte selbst das Geschick des frommen Märtyrers, und sie fragten Gott: „Ist das der Lohn für ein frommes Leben, für ein wandelbare Gesetzestreue? Nicht von Menschenhand hätte der Weise sterben dürfen, sondern Du, o Herr, hättest ihn abberufen sollen." Da sprach Gott: „Nicht im irdischen Leben schon findet der Glaube seine Belohnung, sondern im künftigen Leben." Und eine Stimme aus Himmelshöhen ertönte über der Richtstätte: „Heil Dir Akiba, Du bist bestimmt für die Glückseligkeit des Jenseits. Am Throne des Allmächtigen findest Du Deinen Lohn."

So lebt und stirbt ein Frommer Israels.

Esther.

Ein Purim-Lustspiel für Kinder in 1 Aufzuge von P. St.

6. Auftritt. (Schluss.)

Tupfguckerus (tritt ein:)
Mein hoher Herr, ich sollte sagen,
Dass man den Haman hat gefangen
Und sollte nach dem Galgen fragen,
An dem der Tückische soll hangen:
Soll er von Tanne oder Stein,
Am End' wohl gar von Eisen sein?

Artaxerxes: Man soll die höchsten Bäume sammeln,
Am allergrössten soll er bammeln!
Doch du, mein Koch, sag', weisst du nicht,
Giebts Mittag heut mein Leibgericht?

Topfguckerus: Ja, Herr, 's giebt Schalet heut' und Klösse,
Ein jeder von Zehnpfündergrösse
Und eben jetzt zu dieser Stunden
Hat Kreppe ein neu Gericht erfunden.

Silpa: Ach allerliebster, bester Koch,
Bring' uns davon 'ne Probe doch! —
Artaxerxes: Wohl, es gescheh'! Zu unserer Küche Lobe
Bring,' Kreppe, uns mal eine Probe!
(Topfguckerus ab.)
Susanna: Ich koste aber auch.
Silpa: Ich auch, mein König!
Artaxerxes: Wenn alle kosten, bleibt für mich zu wenig.
Kreppe und Topfguckerus. bringen einen Teller mit Kreppchen. (Der König und Esther kosten zuerst, dann die andern).
Artaxerxes: Ach prächtig, prächtig!
Esther: Delikat!
(Alle finden einen Ausruf des Entzückens: Herrlich, vorzüglich u. s. w.)
Artaxerxes: (zu Topfguckerus)
Du seist der erste Koch in diesem Staate!
Nach dir, o Kreppe, die du es erfunden,
Heiss' Kreppchen dies Gericht für alle Stunden.
Und Kreppe soll bis in die spät'sten Zeiten
Zu Ehren dieses Festes ein jedes Haus bereiten.
Du aber, Kreppe seist, weil ich dir dankbar bin,
Wirklich geheime Oberkreppchenmacherin.
Und nun Musik, spiel auf, wir woll'n zum Lob des [Ganzen
Zum Schlusse noch recht lustig eine Polka tanzen.
Die Musik spielt eine Polka. der König tanzt mit Esther, 2. Schnüffelfritzus mit Silpa, 3. Topfguckerus und Kreppe, 4. der zurückgekehrte Mordechai und Susanna.
Der Vorhang fällt. Ende!

Lustige Ecke.

Es ist ein alter Brauch, der noch heute recht häufig anzutreffen ist, daß besonders die Kinder am Purim sich maskieren, «verstellen« nennt man's in gewissen Gegenden. Der kleine sechsjährige Max sollte sich nun auch „verstellen", um selbst eine Freude zu haben und dem guten Großvater eine freudige Ueberraschung zu bereiten. Also die Mutter setzte dem Kleinen einen hohen Hut auf den Kopf, in dem der kleine Kerl ganz verschunden wäre, hätte er nicht etwas abstehende Ohren, an denen der Hut einen Widerstand fand, zog ihm einen entsprechenden Rock an, band ihm eine Maske vor das Gesicht und gab ihm ein großes Buch in die Hand. Die Maske hatte einen langen weißen Bart und war mit einer Brille versehen. Max sollte wohl einen „großen Gelehrten" vorstellen. So wird er nun zum Großvater gebracht, der in der Nachbarschaft wohnt. Der kleine „große Gelehrte" tritt nun gravitätisch ein und macht eine tiefe Verbeugung. „Willkommen, heher Herr!" ruft ihm der Großvatter zu, „nehmen Sie gfl. Platz." Max setzt sich in würdevoller Haltung, klappt das Buch auf, schiebt sich die Brille zurecht und nimmt unter der Maske einen furchtbar gelehrten Gesichtsausdruck an. Es werden nun verschiedene Fragen an ihn gerichtet, die er aber nur mit Nicken und Geberden beantwortet; er spricht natürlich kein Wort, um sich nicht zu

verraten. Da er beharrliches Schweigen bewahrte, was bekanntlich nicht ganz leicht ist, sagte der Großvater zu seiner Frau: „Ich würde mich sehr freuen, wenn unser kleiner Max auch als Maske heute käme, ich habe so schöne Chokolade für ihn gekauft.“ Da läßt sich plötzlich eine Stimme unter der Maske vernehmen: „Ach Du denkst wohl, Großpapa, ich werde Dir sagen, daß ich der Max bin, o nein, ich verrate mich nicht.

Schallendes Lachen und eine große Tafel Chokolade waren die Antwort darauf; die Chokolade soll Max ganz vorzüglich gemundet haben.

Rätsel.

I.

Düsseldorf, **A**kazi**e**, **V**ikto**r**, **I**sa**r**, **D**id**o**. Die Anfangsbuchstaben ergeben = **David**. Die Endbuchstaben ergeben = **Ferro**.

II.

H um **bold** = **Humboldt**.

III.

34 =	1	15	14	4
34 =	12	6	7	9
34 =	8	10	11	5
34 =	13	3	2	16
	= 34	= 34	= 34	= 34

Rätsel.

I. **Füllrätsel.**

M . .	männl. Vorname
. m . .	König in Israel
. . e . .	deutscher Fluß
. . n	Israel. Stamm
. . . a	weibl. Vorname
. . . . . n . . .	Stadt in Deutschland
. . . . . . h .	Raubvogel
. . . . r . .	König von Persien
. . . . s	Prophet

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben einen biblischen Namen.

Eingef. von Robert Pohl in Hamburg.

II. Rätsel.

Das Erste ist ein Schreckensruf
Das Zweite Gott zu Speise schuf
Für Israel im Wüstenland,
Das ganze ist Dir wohl bekannt,
Zorer Jehudi wirds genannt.

F.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Flanter, Berlin N., Christinen-Straße 36.
Druck von L. Wechselmann, Berlin C., Neue Schönhauser-Straße 11.